An den Ufern des Aktenstroms

Gaga im Finanzamt: In seinem nachgelassenen Roman „The Pale King“ erforscht David Foster Wallace den dunklen Kontinent der Langeweile

Bevor David Foster Wallace sich am 12. September 2008 in seinem Haus in Claremont, Kalifornien erhängte, nachdem er das Antidepressivum Nardil abgesetzt hatte, ordnete er auf seinem Schreibtisch das unvollendete Manuskript, an dem er jahrelang unter immer peinigenderen Zweifeln gearbeitet hatte. Seine Frau, seine Agentin und sein Lektor Michael Pietsch vom Verlag Little, Brown fanden in seinem Büro weitere Fragmente: Dateien auf Wallace' Festplatte, ganze Kapitel in seinen Notizbüchern. Auf Seiten, mit denen er zufrieden war, klebten Smiley-Aufkleber wie in den Diktatheften von Grundschülern „WOW!“ Pietsch schleppte das Manuskript nach New York und begann, im Auftrag von Green mit der über zweijährigen Arbeit, in dem Material, das weder Ende noch erkennbare Ordnung hatte, „die bestmögliche Version“ des Romans zu finden.

Pietsch macht sich keine Illusionen darüber, dass „dieser Roman ein bei weitem anderer geworden wäre“, hätte Wallace ihn vollenden können. Doch angesichts der Tiefe und der Traurigkeit von „The Pale King“, der in den Vereinigten Staaten in dieser Woche erscheint, verlieren sich eventuelle philologische Einwände schnell. Der Roman ist mehr als ein weiterer, großartiger Wallace-Text. Er ist das Produkt einer selbstkritischen Revision und der Pfad, auf dem Wallace sich aus einer tiefen Krise herauszukämpfen versuchte. Der Suizid wiederum lädt das Buch unweigerlich mit dem Pathos des Vermächtnisses auf. Erstaunlich ist, wie selbstverständlich der Roman dieses Gewicht trägt.

„Chris Fogle blättert um. Howard Cardwell blättert um. Matt Redgate blättert um.“

„The Pale King“ hat weder das magnesiumhelle Gleißen noch das amoklaufende Genie von „Infinite Jest“, dem Großroman, mit dem Wallace 1996 die größte literarische Sensation seit Pynchons und DeLillos Romanen gelungen war. Das ist nicht unbedingt von Nachteil: Wallace hat verstanden, dass *shock and awe* als literarische Strategie keine Zukunft hat, und dass nicht jeder Roman, wie „Infinite Jest“, 588 Fußnoten braucht.

Am Anfang der Arbeit an „The Pale King“ stand Wallaces Erschrecken über die Aggressivität seines Virtuosentums. Eine neue humanistische Sorge wurde zum beherrschenden Thema seiner letzten Lebensjahre. Ein guter Autor solle „den Lesern helfen, weniger allein zu sein“, schrieb er. Er wolle „moralisch leidenschaftliche und leidenschaftlich moralische“ Literatur schreiben.

Doch der schüchternere Auftritt von „The Pale King“ ist auch seinem Thema geschuldet. „Infinite Jest“ beschrieb eine nahe Zukunft, in der wir uns als Opfer unserer Unterhaltungs- und Betäubungssucht buchstäblich zu Tode amüsieren. Der Roman selbst wurde zum Abbild davon: mit Kaskaden der Verzettelung, mit Spiegelkabinetten, deren erheiternde Brechungen in klaustrophobischem Entsetzen mündeten.

„The Pale King“ widmet sich der anderen Seite derselben Medaille: der Langeweile, deren unerträglich lautes Schweigen wir mit Dauerentertainment zu übertönen suchen. Wallace geht es nicht um ihren Weltschmerzaspekt, diesen Standardtopos der Moderne von Flauberts „Éducation Sentimentale“ bis zu den Büchern von Bret Easton Ellis. Was ihn interessiert, ist ihre mörderische Mechanik, und was diejenigen tun, die der Langeweile ausgeliefert sind. Welches Setting könnte für einen solchen Roman besser geeignet sein als das Regionale Prüfzentrum der amerikanischen Steuerbehörde IRS in Peoria, Illinois, wo die Tage so ablaufen: „Chris Fogle blättert um. Howard Cardwell blättert um. Ken Wax blättert um. Matt Redgate blättert um. Der ‚lässige' Bruce Channing heftet ein Formular an eine Akte. Ann Williams blättert um. Anand Singh blättert versehentlich zwei Seiten gleichzeitig um und blättert eine zurück, was ein etwas unterschiedliches Geräusch macht. David Cusk blättert um.“

Doch bevor wir an diesem leeren Nullpunkt in der Mitte des Romans angelangt sind, hören wir die Vorgeschichten der „verlorenen Seelen“, ihre Biographien der äußeren Stagnation und des inneren Mäanderns. Da ist David Cusk, der seinen emotionalen Zustand obsessiv überwacht, um die Schwitzattacken vorherzusehen, die ihn regelmäßig überkommen; Chris Fogle, ein verquatschter Kiffer, dessen Lieblingszustand das eigene „Verdoppeln“ mit ADD-Medikamenten ist; und Claude Sylvenshine, der mit seiner paranormalen „Random-Fact Intuition“ nutzlose Informationen über seine Mitmenschen erspürt. Es sind lauter Wahrnehmungsneurotiker, die an ihrem inneren Datenverkehr irre zu werden drohen, bis sie die Buchhaltung entdecken.

Für Fogle etwa begann es, als er beim Betrachten einer Soap Opera vor jeder Werbepause von einer ernsten Stimme erinnert wird: „You're watching ‚As the World Turns'“. Er ist überwältigt von der simplen Wahrheit dieses Satzes und wie wachgerüttelt von seiner zweiten Bedeutung: Du sitzt hier und glotzt, und die Welt dreht sich! Wenig später tritt er in den „Dienst“ ein.

Kein Zufall, dass es ein charismatischer Jesuit ist, der Fogle die Augen öffnet. Wallaces Figuren finden zu ihrer Behördenfron wie arme Sünder in Erbauungsgeschichten zum Glauben. Bei ihrer Ankunft in Peoria wird mit ihrer alten Sozialversicherungsnummer ihre bisherige Existenz gelöscht. Wie Mönche sitzen sie an den abgewetzten Schreibtischen. Und der nie abebbende Aktenstrom – „Form 2106-EZ“, „Form 1040 Schedule D“, „Form 3IR plus 12 (A)“ – wird zu einer Prüfung, an deren Ende sie so etwas wie Glückseligkeit erwartet.

Wallace gelingt es, diese groteske Grundidee seines Romans ohne jede Spur von Ironie zu entwickeln. Doch dem postmodernen Erzählen ist er trotz seiner Zweifel treuer geblieben, als man nach den ersten Berichten von diesem Buch erwartet hatte. „Autor hier. Also der wirkliche Autor, das lebende menschliche Wesen, das den Bleistift hält, nicht irgendeine abstrakte, narrative Personal. . . David Wallace, 40 Jahre alt, Sozialversicherungsnr. 975-04-2012“, beginnt er das neunte Kapitel, überschrieben „Vorwort des Autors“ und behauptet „Das alles ist wahr. Dieses Buch ist wirklich wahr.“ Es handele sich um eine „nicht-fiktionale Autobiographie, ergänzt um Elemente von rekonstruktivem Journalismus, Psychologie von Organisationen, elementaren Theorien des Gesellschafts- und Steuerwesens, & c.“, in der er von den 13 Monaten erzähle, die er als Buchhalter in Peoria gearbeitet habe, nachdem er von seinem Elitecollege geflogen war, weil er seinen Kommilitonen ihre Hausarbeiten geschrieben habe.

Wie Mönche sitzen die Sachbearbeiter an ihren abgewetzten Schreibtischen

Nicht nur ist dieser „wahre“ Autor natürlich erfunden – wenn auch nicht der Teil von ihm, der davon träumte, ein „unsterblich großer Schriftsteller à la Gaddis oder Anderson, Balzac oder Perec“ zu werden. Der fiktive David Wallace wird bei seiner Ankunft auch noch mit einem zweiten Mann desselben Namens aus der Steuerbehörde in Rome, New York verwechselt. Auch sonst schraubt Wallace mit dem Werkzeug der Postmoderne: Seine Kapitel sind Puzzleteile mit dutzenderlei Erzählstimmen, die der Leser trotz Pietschs Vorarbeit erst nach und nach zusammenfügen kann.

Einige sind nur ein paar Zeilen lang, andere ziehen sich über 100 Seiten hin; mal hört der Leser die bewegende Lebensbeichte eines 20-Jährigen, mal wird er mit einer Debatte zur amerikanischen Verfassung gequält, die von Tocqueville via „Der Exorzist“ bis zu Reagan dahinstolpert. Seine berüchtigten Fuß- und Endnoten konnte sich Wallace nicht ganz verkneifen. Und mit Gaga-Namen wie Dick Tate oder Errol Merril Lehrl verbeugt er sich vor Thomas Pynchon.

Während der Arbeit an „The Pale King“ schrieb Wallace über seine „verbalen Gewohnheiten“, sie hätten sich „von einer Entdeckung zu einer Technik zu einem Tic“ entwickelt. Dennoch trommelt er auch hier seine funkelnden Sätze aus unfassbar brillanten Beschreibungen, Vulgärrülpsern und verquasten Echos der Fake-Rhetorik aus Werbung, Bürokratie und Medien zusammen.

Doch während er letztere in „Infinite Jest“ noch feixend auf die ironische Spitze trieb, setzt er sie hier mit ernsteren Absichten ein: Als seien sie auf der Flucht vor sich selbst, lässt er seine Figuren die Technokratenlingo nachplappern, die täglich durch ihr Hirn rinnt. Sie sprechen von „intrafamiliären Spannungen“, „max. capacity 24“-Bussen und nennen einen Vorgesetzten „Agenten-Moral-orientiert“. Die Figur David Wallace, deren Lebensproblem seine groteske Akne ist, nennt diese „schwer/entstellend“, als sei er sein eigener Arzt.

Hinter der Langeweile, jenseits der Kulissen, hinter denen wir uns vor uns selbst verstecken, wartet das verschüttete Glück der Aufmerksamkeit, des Bei-sich- und Im-Moment-Seins, „a second-by-second joy + gratitude at the gift of being alive, conscious. Wallace ruft es hier wohl umso leidenschaftlicher zum Ideal menschlicher Existenz aus, als er es selbst so selten erlebte. JÖRG HÄNTZSCHEL

DAVID FOSTER WALLACE: *The Pale King. Little, Brown and Company, New York 2011. 548 Seiten, 27, 99 Dollar.*

Über den Schreibtischen der Finanzbeamten liegt die Langeweile – draußen im Lande aber spalten Steuerfragen die amerikanische Nation. Foto: Getty Images/AFP

David Foster Wallace im Januar 2006 bei einer öffentlichen Lesung in Manhattan. Zweieinhalb Jahre später wurde er von seiner Frau in dem gemeinsamen Haus im kalifornischen Claremont tot aufgefunden. Foto: Suzy Allman / The New York Times

Der Gärtner, der Osten und die Nazis

Jakob Arjounis gut gemeinter Roman „Cherryman jagt Mr. White“

Wenn nicht aus eigener Anschauung, so kennt man sie zumindest als Klischee: die öden, verlassenen Orte in den Weiten Brandenburgs, inmitten der LPG-Monokultur-Tristesse. Die Kleinstädte, deren Einwohnerzahl unaufhaltsam schwindet, während der Altersdurchschnitt ebenso rapide ansteigt. Der Treffpunkt der Jugend ist der Parkplatz des Supermarkts. Wer hier hängengeblieben ist, ist ein Versager; selbstverständlich nur aus der Perspektive derjenigen, die es herausgeschafft haben oder aber nie dort gewesen sind.

Ein solcher Hort der Wendeverlierer ist der fiktive Ort Storlitz, das Zentrum von Jakob Arjounis neuem Roman, auch wenn etwa die Hälfte der Handlung sich in Berlin abspielt. Rick Fischer ist das, was in der gegenwärtigen Jugendsprache gemeinhin „Opfer“ heißt: ein melancholischer achtzehnjähriger Junge, nicht dumm, im Gegenteil, aber unbedarft und verschlossen, mit Realschulabschluss und ohne Zukunftsperspektive; ein Waisenkind, das Zuflucht in der Welt der Comics sucht und nach dem tödlichen Autounfall seiner Eltern (es war die erste Fahrt im neu gekauften Westauto) bei seiner alten Tante lebt. Eine realistische Figur, möglicherweise. Ein Typ, dem die Herkunft im Weg steht und sonst nichts.

Der Frankfurter Schriftsteller Jakob Arjouni gilt als Spezialist für authentische Schilderungen von Milieus und Soziotopen, und auch dieses Buch lebt in erster Linie davon, dass es auf engem Raum seinen Charakteren gerade noch so viel Individualität zuschreibt, um sie nicht als Stereotypen zu verraten. Anders gesagt: Wie Arjouni Figuren anlegt, ist gekonnt. Die Art und Weise, wie er sie zueinander in Beziehung setzt, ist hingegen ein wenig penetrant. Denn was droht an Orten wie diesen? Richtig, Rechtsradikalismus und Neonazismus.

Damit kommt Rick in Kontakt in Gestalt von vier ehemaligen Mitschülern, die sowohl als Dorfschläger als auch als Dorfdeppen von Storlitz fungieren. Scheinen ihre Bösartigkeiten und Quälereien zu Beginn noch wahllos zu sein, ändert sich das eines Tages. Rick bekommt von einem Bekannten seiner Peiniger ein Angebot: eine Gärtnerlehre in Berlin gegen eine Mitarbeit beim sogenannten Heimatschutz.

Irgendwann muss Rick sich entscheiden, ob er Mitläufer bleiben oder Täter werden will

Die Erzählsituation ist von Beginn an eindeutig: Rick Fischer sitzt in einer Gefängniszelle und schreibt an einen Polizeipsychologen. Dass die Mission Heimatschutz in Berlin ein blutiges Ende genommen haben muss, erfahren wir gleich im ersten Brief. Nun wartet man also nur noch darauf, wen es denn erwischt haben wird und wie. Was Arjouni gelingt, ist die plausible Darstellung der Innenperspektive seines adoleszenten Protagonisten, der zunehmend gespalten ist. Man mag es kaum glauben und hält es dennoch gerade so für möglich, dass sich da einer – in einer Mischung aus Naivität und Daseinsangst – für eine Lehrstelle und eine Flucht aus der heimischen Verzweiflung in eine letztendlich ausweglose Situation bringt.

Rick wird von einem eher lächerlichen als unheimlichen Anführer mit schmutzigen Fingernägeln und einem malenden Fascho-Gärtner mit der Beobachtung eines jüdischen Kindergartens beauftragt. Die Berichte, die er anfertigt, sind, wie er glaubt, harmlos, doch irgendwann kommt der Zeitpunkt, an dem er sich entscheiden muss, ob er Mitläufer bleiben oder Täter werden will.

Es ist letztendlich aber zu viel, was Arjouni in einen 170-Seiten-Roman hineingepackt hat: „Cherryman jagt Mr. White“ will Sozialstudie und eine Art von Kriminalroman sein; urplötzlich kommt eine recht unmotivierte und auch farblos erzählte Liebesgeschichte dazu. All das hat wenigstens noch einen gewissen Charme und Unterhaltungswert, weil es frei ist von Larmoyanz und Knalleffekten und in einem reduzierten Tonfall gehalten ist. Triefig wird es allerdings, wie so oft, wenn ein kleines Kind ins Spiel kommt und Arjouni am Schluss ein kitschiges deutsch-jüdisches Versöhnungsszenario aufbaut. Was gut angefangen hat, ist am Ende nur noch gut gemeint. CHRISTOPH SCHRÖDER

JAKOB ARJOUNI: *Cherryman jagt Mr. White. Roman. Diogenes Verlag, Zürich 2011. 168 Seiten, 19,90 Euro.*

Die Heimkehr der Gewalt

„Postrevolutionäre Ereignisse“: Eine tschechische Dokumentation zur Aussiedlung der Deutschen liefert Zündstoff für die Diskussion um die Vertreibungen

Es ist ein kurzer Text, nur etwas mehr als eine Seite lang. Als erstes fällt das Wort auf, das darüber steht, eigens unterstrichen: „Tajné!“ Geheim! Das Dokument wurde am 5. September 1947 vom Bezirksamt des Tschechoslowakischen Staatssicherheitsdienstes im nordböhmischen Most (Brüx)aufgesetzt und behandelt die „postrevolutionären Ereignisse“ im Mai 1945 in der Gemeinde Lom u Mostu, die von der damaligen deutschen Minderheit Bruch genannt wurde.

Nach den Angaben, die zwei tschechische Zeitzeugen zwei Jahre später ihrer örtlichen Stasi-Behörde machten, wurde bei dem Ort am 27. April 1945 – damals herrschten im Sudetengebiet noch die Nazis – ein amerikanisches Flugzeug abgeschossen, dessen Pilot sich mit dem Schleudersitz rettete. Als er mit dem Fallschirm niederkam, wurde er von Deutschen ergriffen und misshandelt. Dabei habe sich eine Frau hervorgetan, die dem Mann die Beine malträtiert, ihm dann sogar die Ohren und das Geschlechtsteil abgeschnitten habe, berichteten die Zeugen. Am Ende sei der Amerikaner erschlagen worden.

Nach dem rasch folgenden Zusammenbruch des Nazi-Regimes und dem Einmarsch sowjetischer Truppen kam es dann dem Bericht zufolge am 9. Mai 1945 in einem von den abgezogenen Deutschen verminten Gebäude zu einer Explosion, bei der zwei tschechische Kinder tödliche Verletzungen erlitten. Daraufhin wurden zahlreiche deutsche Bewohner des Ortes zusammengetrieben und an der Mauer der katholischen Kirche erschossen. Sudetendeutsche Vertriebene aus der Region nannten als Täter später tschechische Gardisten.

Im Stasi-Protokoll von 1947 hingegen heißt es, die Exekutionen seien unter Aufsicht russischer Soldaten und in Anwesenheit einer provisorischen tschechischen Polizeieinheit von russischen Gefangenen ausgeführt worden, die zuvor von den Nazis in den umliegenden Bergwerken eingesetzt gewesen seien. In einem Massengrab auf dem Friedhof in Lom wurden dem Bericht zufolge 134 Leichen beigesetzt, im Ganzen seien „in den Tagen der Revolution“ 150 Deutsche umgekommen, unter ihnen auch die Frau, die durch „ihr bestialisches Verhalten“ gegenüber dem US-Piloten aufgefallen sei.

Der Vermerk, der diese Vorgänge beschreibt, ist eines von rund 3000 Dokumenten, die der tschechische Historiker Tomas Stanek und sein Schweizer Kollege Adrian von Arburg in mehr als zehnjähriger Forschungsarbeit aus 60 tschechischen Archiven zusammengestellt haben. Gemeinsam mit 40 weiteren Experten, fast alle Tschechen, haben sie als Herausgeber eine nach Umfang, Qualität und Gründlichkeit bisher einmalige Dokumentation erstellt, deren erste Bände jetzt in Prag erschienen sind. Das Werk behandelt „die Aussiedlung der Deutschen und die Veränderungen des tschechischen Grenzlandes in den Jahren 1945 bis 1951“, wie der Titel lautet (*Adrian von Arburg, Tomas Stanek (Hrsg.): Vysidleni Nemcu a promeny ceskeho pohranici 1945 - 1951, Dokumenty z ceskych archivu, Verlag Zdenek Susa, Stredokluky bei Prag, acht Bände beginnend 2010*). Es ist durchaus geeignet, der aktuellen Diskussion in Tschechien über die Vertreibung der drei Millionen Deutschen nach dem Ende der NS-Herrschaft neuen, hochexplosiven Zündstoff zu liefern.

Etwa 15 000 bis 30 000 Menschen kamen während dieser Vertreibungen ums Leben

Von einem Quantensprung spricht der Autor Josef Skribek, und kein Geringerer als der frühere Staatspräsident Vaclav Havel bekundet in einem Vorwort seine Unterstützung für diese Edition, mit der die beiden Herausgeber und der Kleinverleger Zdenek Susa ein hohes finanzielles Risiko eingegangen sind und schwierige Hürden zu überwinden hatten. Auf dem Studiertisch liegt nun ein veritables Opus magnum der Grundlagenforschung, das 3000 neu erschlossene Primärquellen präsentiert und damit für die Überlieferung sichert. Doch wollen die Autoren nicht nur den Historikern neue Impulse für neue Analysen geben, sondern auch ein breites Publikum ansprechen.

Der jüngeren und mittleren Generation der Tschechen ist nach 40 Jahren Kommunismus und 20 Jahren Transformation über das Geschehen der Jahre 1945/46 und seine Vorgeschichte meist nicht viel mehr bekannt als das grobe Raster, wonach die Deutschen als Vergeltung für die Nazi-Verbrechen aus dem Land gejagt wurden. Wenn jetzt in Dokumenten über die „postrevolutionären Ereignisse“ in Lom u Mostu, im Wald bei Domazlice, in Kadan oder Ostrava zu lesen ist, dass Gräueltaten 1945 auch von Tschechen begangen wurden, dürfte das viele noch nachhaltiger erschüttern, als dies bisher schon durch Medienberichte über einzelne Massaker geschehen ist.

Stanek und von Arburg haben die Texte nicht nur sorgfältig ediert und kommentiert, sondern auch versucht, Übersicht zu schaffen und Zusammenhänge herzustellen. Stand der Forschung ist, dass bei der Vertreibung etwa 15 000 bis 30 000 Menschen ums Leben kamen, nicht 250 000, wie früher in Kreisen der Sudetendeutschen behauptet wurde. Die meisten verloren ihr Leben nicht durch Erschießungen, sondern durch grausame Bedingungen in Lagern und ähnliche Umstände.

Breiten Raum nimmt in dem achtbändigen Werk auch ein, was in den Sudetengebieten nach 1946 auf die Vertreibung der Deutschen folgte: erst eine chaotische Übergangsphase, dann die mühsame Neubesiedlung der Grenzregion durch Tschechen aus dem Landesinneren sowie durch Slowaken, Roma, Zuwanderer aus Wolhynien (Ukraine) und exilierte Griechen. Ausführlich wird auch die Vorgeschichte des tschechisch-deutschen Mit- und Gegeneinanders seit 1848 dargestellt, ebenso die Genese der Dekrete des Staatspräsidenten Edvard Benes, die die juristische Grundlage für die Vertreibung und Enteignung waren.

Im Ganzen kommt es den beiden Herausgebern nach den Worten von Arburgs darauf an, auf beiden Seiten „die Eindimensionalität der Wahrnehmung“ durch eine Bewusstseinserweiterung zu überwinden. Nicht nur für Tschechen, sondern auch für Sudetendeutsche ist dieses voluminöse Werk gewiss nicht leicht verdaulich. Damit dort wie hier die Überprüfung hergebrachter Sichtweisen weitergehen kann, fehlt jetzt nur noch eine deutsche Übersetzung. Die Herausgeber sind schon auf der Suche nach einem Verleger. KLAUS BRILL

In 15 Jahren

Houellebecqs Nobelpreis-Chancen

Michel Houellebecq sieht sich derzeit nicht als Anwärter für den Literatur-Nobelpreis. Dies sagte der französische Schriftsteller am Wochenende in Berlin. Bemerkenswert ist die Begründung Houellebecqs, der sich keineswegs aus Bescheidenheit nur geringe Chancen auf die Auszeichnung ausrechnet, sondern mit dem Proporzdenken des Nobelpreiskomitees argumentiert: „Ich höre immer Nobelpreis, Nobelpreis. Le Clézio hat ihn doch gerade erst erhalten. Da setzt jetzt Frankreich erst mal mindestens 15 Jahre aus“, so Houellebecq. „Vielleicht bin ich dann längst tot.“ Der Blick auf die Statistik könnte ihn jedoch aufmuntern. Dieser zufolge hat Frankreich fünfzehn Mal den Literaturnobelpreis erhalten, der Abstand betrug durchschnittlich 7,6 Jahre. Es besteht also noch Hoffnung. SZ

SZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de
svra024
SZ20110412S1393255